

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 13

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blick auf Elisabeth Kopp

Als der Tag heranrückte, da die erste und einzige Zeitung für die Frau, nach kurzem Dasein anno 1984, auferstehen sollte, ließen die Gehirne in den Redaktionsstuben heiss. Man musste in der ersten Nummer unbedingt eine berühmte Schweizerin bringen – aber welche? Nachdem Paola und Monika Kaelin ausgeschieden waren, fiel der Name Elisabeth Kopp. Die erste Bundesrätin, das war's! Das würde sich gut machen!

«Eine Seite mit Elisabeth Kopp!» freute sich die Star-Interviewerin des Blattes. Der

Von Annemarie Amacher

Chefredaktor machte eine abwehrende Handbewegung. «Ich erinnere daran, dass bei uns der Platz für Interviews auf höchstens 15,4 × 9,7 cm beschränkt ist. Übrigens stellt ein Interview mit einer Politikerin zu hohe Ansprüche an unsere Leserinnen. Vergessen Sie nicht das Motto unserer Zeitung: Geistig anspruchslös.»

«Anspruchslösigkeit ist Seligkeit, hat schon die Courths-Mahler gesagt», witzelte ein Halbgewildeter. «Falsch, das war Gandhi», rief ein anderer dazwischen. Beide hatten noch nie etwas von Marie von Ebner-Eschenbach gehört.

«Zur Sache, meine Herren, wir machen hier kein Kirchenblatt», rügte der Chefredaktor scharf. Man kam also zur Sache – sowie zum Schluss, wenn schon nichts mit Elisabeth Kopp, dann etwas über sie, genauer: über ihr Äusseres.

Es wurden eine Modemacherin, ein Modemacher, eine Kosmetikerin und ein Frisurenformer über ihre Meinung befragt. Alle waren sich einig, dass die oberste Frau des Landes zwar gut aussiehe, dass ihr jedoch der «Pfiff» fehle. «Immer diese weiten Jupes und Blusen», nörgelte der Modemacher. «Und immer hängt da noch irgendwo eine Kette.» Frau Kopp sollte besser einen schmalen Jupe aus weichem Leder tragen, dazu ein Twinset aus Kaschmir. Immerhin wurde ihr eine lange Perlenkette zugestanden.

Den Frisurenformer störte die hohe Stirn der hohen Frau: «Das Volumen müsste mehr in die Breite gezogen werden.» Und die Kosmetikerin schlug fürs Gesicht gleich vier verschiedene Farben vor: Unter dem Jochbogen Pfirsichrot, in der Lidfalte Dunkelbraun, auf dem Lid jedoch Bläulich, für die Lippen Karminrot. Alles zusammen würde die Bundesrätin jünger, sportlicher, dynamischer, moderner, frischer und weniger eintönig erscheinen lassen, fanden die Fachleute. Wirklich, Bundesrätinnen haben's nicht leicht!

Im Zuge der Gleichberechtigung müssten nun auch die sechs Kollegen von Frau Kopp unter die Lupe genommen werden. Wie wär's mit einem Toupet für Herrn Egli? Und Monsieur Delamuraz sähe ich in schlank machenden Nadelstreifen.

Übrigens: Die neue Zeitung wird hinter den Kulissen kurz und bündig W.B. (Weiber-Blick) genannt. Das hat durchaus nichts mit Despektierlichkeit zu tun, sondern mit der Tatsache, dass die Abkürzung F.B. schon seit längerer Zeit anderweitig vergeben ist.

Theorie und Praxis

Manchen Sommer lang hatte man Stunden nebeneinander auf Parkbänken verbracht, hatte die spielenden Kinder beaufsichtigt und miteinander geplaudert, diskutiert und die Welt verbessert. Später traf man sich wieder bei Schulanlässen und Elternabenden. Die Kinder waren grösser geworden; die Leine, an der man so lange angebunden war, lockerte sich und wurde schliesslich ganz überflüssig. Ob es ein Glück war oder ein Unglück – wer wollte das entscheiden. Ein Neubeginn war es auf alle Fälle; eine Chance, noch einmal am Leben teilzunehmen, Mitspieler statt Zuschauer zu sein.

Vor allem aber galt es das wahrzumachen, was man so lange und mit so viel Überzeugung diskutiert hatte. Man wollte dort, wo man arbeitete, eine Zelle der Toleranz und der Solidarität bilden. Man wollte mit Wärme und Menschlichkeit den Kolleginnen und Kollegen begegnen. Mit Schwesterlichkeit – ja, mit Schwesterlichkeit.

Die Wirklichkeit sah dann allerdings etwas anders aus, als sie seinerzeit auf den Parkbänken entworfen worden war. Es war schwierig, sich nach Jahren der hausfraelichen Selbstherlichkeit einem Stundenplan, einem Programm, einem Vorgesetzten unterzuordnen.

Und die Wärme, das Verständnis, die Schwesterlichkeit? Jeder verstand etwas anderes darunter, die eigene Gefühlswelt vor allem, die eigene Verletzlichkeit. – Toleranz? Sicher, aber doch nicht um jeden Preis. Auch Solidarität! Doch erzwingen lässt sie sich natürlich nicht.

Und warum eigentlich immer ich? Das grenzt ja schon an Dummheit. Sollen doch die anderen auch einmal ...

Die Kolleginnen, mit denen

man seinerzeit so einig gewesen war, die Kolleginnen waren plötzlich ganz verändert. Wo war die Offenheit, wo war die Sympathie geblieben? Ein neuer Ton war aufgekommen, ein vorsichtiger, ein abwägender. Sätze, leichthin gesagt, wurden plötzlich analysiert, gewogen und gewertet. Neue Wörter, die auf den Parkbänken nie vorgekommen waren, hielten Einzug, Wörter, die mit Ehrgeiz und Erfolg zu tun hatten.

Manchmal, wenn ich durch einen Park gehe und den jungen Frauen zusehe, die mit glänzenden Augen eine bessere Zukunft entwerfen, erinnere ich mich unserer eigenen grossen Worte und denke mit Wehmut an die kleinen Münzen, in die wir sie umgewechselt haben.

Die Welt und die Menschen, sie lassen sich nicht so leicht verändern.

Ingeborg Rotach

Entfernte Bekannte

Er ist wieder aufgetaucht! Nach drei Jahren. Nicht, dass ich ihn vermisst hätte oder dass ich einen Gedanken für ihn übrig gehabt hätte während dieser drei Jahre, aber als ich ihn sah, kam er mir wieder in den Sinn.

Überhaupt habe ich eine Bekannte, die wohnt im gleichen Dorf im Unterland, aber ich treffe sie nur während der Sportferien im Februar auf einer bestimmten Skipiste im Engadin. Das allerdings todlicher, mit schönster Regelmässigkeit. Das ganze Jahr über sehen wir uns nie. Weiss Gott, wo sie sich verkriecht!

Oder zum Beispiel das Walross: Im Sommer schwimmt er gemütlich Kilometer für Kilometer in unserem Freibad. Er grüßt freundlich und plaudert gelegentlich sogar, aber den ganzen Winter über ist und bleibt er unsichtbar. Weiss Gott, was er im Winter treibt!

Dann ist da noch unser Manneu. Den treffen wir regelmässig am Sonntagmorgen im Wald. Er macht dort bei jedem Wetter seinen Spaziergang, einmal mit Schirm, einmal ohne Schirm, einmal mit Halstuch, einmal im T-Shirt. Wir grüssen ihn freundlich, haben jedoch keine Ahnung, wer er ist und welche Sprache er spricht.

Und nun ist er also auch wieder aufgetaucht! Dass er drei Jahre



ausblieb, hat seine guten Gründe. Drei Winter ohne Schnee, und der Langlaufkollege liess sich nie blicken. Nun ist er wieder da, kommt wie gewohnt im Auto mit dem verhüllten Taxischild, parkt vor unserem Haus und verschwindet auf der selbstgemachten Langlaufloipe.

Meine Mitmenschen sind doch schreckliche Gewohnheitstiere, nicht?

Dina

Gegenwarts- und Zukunfts-gedanken

Manchmal gehöre ich zu jenen Müttern, die über ihre Kinder klagen ... über Banalitäten, im Grunde genommen, und über Dinge, die mir wichtig, den Kindern jedoch völlig egal sind. Oft ärgere ich mich über den kindlichen Sand im Alltagsgeschehen und finde, mit etwas gutem Willen sollte es doch möglich sein ...

Im Lauf der zehn Jahre, die ausgefüllt durch Kinderlärm, -lachen und -weinen waren, sind noch andere Gedanken in mir hochgestiegen. Auf den Ablösungsprozess soll man sich frühzeitig einstellen – vor allem seelisch ... Keine Mutter darf sich an ihre Kinder klammern, also hat sie sich rechtzeitig nach etwas anderem, Ausfüllendem umzusehen ...

Obwohl wir noch einige Jahre von diesem Prozess entfernt sind, geistern heute schon verschiedene Gedanken durch meinen Kopf. Der wohl wichtigste ist, dass ich nicht nur – wie alle Mütter – auf verschiedenes verzichten musste und manchmal einen Dienst rund um die Uhr geleistet habe, sondern dass ich den Kindern auch sehr viel verdanke. Zum Beispiel in der eigenen Kreativität herausgefordert zu werden. Auf vielfältige Weise meine Phantasie angeregt und gebraucht zu haben. All die Einblicke in Schule, Schulsysteme und Lehrmittel: Woher hätte ich sie sonst nehmen sollen? Mein allenfalls vorhandenes Verständnis für Kinder im Schulalter: Woher nähme ich das, ohne persönliche Erfahrungen? Und dann das Entdecken von Begabungen und Fertigkeiten bei den Kindern, das vielleicht vergessene und schlummernde Fähigkeiten in mir aufflackern lässt. Das Erleben des Partners in der Rolle

des Vaters: die Wandlungsfähigkeit; spielerische und musicale Saiten, die zum Klingen kommen; vermehrte Hellhörigkeit für Gedämpftes. Dies alles hat eine weite Ausstrahlung auch in die reine Zweierbeziehung hinein.

Ich hoffe deshalb, dass ich – wie immer auch der Ablösungsprozess ausfallen und wie schmerzlich er einmal sein wird – aus dem Vorrat an Erfahrungen schöpfen und das Gefundene für sinnvolle neue Aufgaben brauchen kann. – Oder dass zumindest die Trauer durch gute Erinnerungen gemildert wird.

Lisbeth Vontobel

Gute Erfahrungen

Die Diskussion um die männliche Hebamme läuft auf Hochtouren. Bereits wurden einige Artikel und Leserbriefe zu diesem Thema veröffentlicht. Meist kamen die männlichen Geburshelfer nicht gut weg. Viele Frauen wehren sich gegen ihre Präsenz im Gebärsaal.

Ich möchte etwas zu diesem Thema beitragen, habe ich doch Erfahrung mit männlichen Hebammen – und zwar nur gute!

Unser zweites Kind kam unerwartet schnell zur Welt. Für den Transport ins Spital blieb keine Zeit, dafür wurde eine Ambulanz benachrichtigt. In der Zwischenzeit übernahm mein Mann die Hebammenrolle. Zu unserer grossen Erleichterung gab es keine Komplikationen. Das Kind weinte kurz, atmete und wurde in eine Decke eingewickelt. Nachher eilte mein Mann zur Strasse, um dort die Ambulanz abzuwarten, denn unser Haus ist nicht numeriert und etwas schwierig zu finden.

Plötzlich hörte man schwere Schritte auf der Treppe, und schon standen zwei fremde Männer im Zimmer: der Chauffeur des Krankenautos und meine zweite «Hebamme». Sie schauten mich leicht ungläubig an, machten sich aber schnell an die Arbeit, als sie das Neugeborene sahen. Ich hatte unterdessen bemerkt, dass wir einen Buben bekommen hatten. Seine Nabelschnur wurde durchgeschnitten und die Mundhöhle von Schleim befreit. Der Chauffeur schleppte weiteres Material an und heizte das Auto auf Volltouren. Der

Kleine wurde sorgfältig in eine Alufolie gewickelt, und gemeinsam wurden wir doch noch ins Spital gefahren. Unterwegs wurde der Kleine zur Sicherheit mit Sauerstoff versorgt.

Im Spital liess die männliche Hebamme eine weibliche Konkurrenz mit dem bereitstehenden Inkubator stehen, um die kostbare Fracht selbst schnell ins Säuglingszimmer zu bringen. Ich wurde gemächerlicher in ein Zimmer gebracht, wo ich lange Viertelstunden erlebte. Natürlich machte ich mir riesige Sorgen, und ich hätte gerne gewusst, ob mit unserem Kleinen alles in Ordnung sei. Keine Hebamme, kein Arzt fand es jedoch nötig, mir das Ergebnis der Untersuchungen mitzuteilen.

Endlich tauchte meine männliche Hebamme wieder auf und versicherte mir, dass Martin zwar klein und unterkühlt, sonst aber gesund sei. Er fragte eine Spitalhebamme, ob ich das Bett verlassen dürfe, um ins Säuglingszim-

mer zu gehen. Unterdessen war auch mein Mann im Spital eingetroffen, und gemeinsam konnten wir unser Überraschungskind besuchen. Zuerst wurde ich zwar von einer Hebamme angefaucht, da ich es wagte, barfuss ihr Reich zu betreten. In der Aufregung waren nämlich meine Hausschuhe zu Hause geblieben. Das Spitalpersonal konnte den männlichen Hebammen aber gar nichts vorwerfen, und ich könnte dieses Team weiterempfehlen, war es doch seiner ungewöhnlichen Aufgabe trotz der falschen Geschlechtszugehörigkeit bestens gewachsen.

Ursi S.



ECHO AUS DEM LESERKREIS

Wohltat

(Nebelpalster Nr. 2)

Liebe Frau Rosel Luginbühl

Lieber Nebelpalter

In meinem Leben habe ich noch nie einen Leserbrief geschrieben. Ich bin allerdings auch noch nicht sehr alt. Jetzt muss ich aber in die Tasten greifen.

Ihr Beitrag «Blick zurück ...» hat mir wohlgetan. Er hat mir in der Seele (nicht in der Psyche) wohlgetan. Sie können erzählen, Sie können schreiben, liebe Frau Luginbühl. Lassen Sie darum vermehrt von sich hören, denn Ihr Humor ist in der heutigen Zeit besonders nötig – auch im Nebelpalster.

Falls Sie andernorts publiziert haben, lassen Sie es mich doch bitte wissen. Ich würde es gerne lesen. Nochmals vielen Dank und freundliche Grüsse

G.A. Marinello

Ordnung durch Unordnung

(Nebelpalster Nr. 8)

Als Gegenstück zum Artikel über die Unordnung im Töchterpensionat kam mir folgendes Erlebnis in den Sinn:

Als ich vor über 30 Jahren in der welschen Schweiz in einer Pouponnière weilte, inspirierte ich an einem freien Nachmittag ohne jede Aufforderung mein Zimmer und räumte Schubladen und Schränke aus, um den Inhalt zu sortieren und säuberlich einzurichten. Besen, Staublappen und ein überquellender Papierkorb

standen beziehungsweise lagen herum; mein Weg zur Ordnung musste über das Durcheinander führen. Bevor ich meine Beschäftigung abschliessen konnte, klopfte es an die Tür, und die Leiterin wollte einer Besucherin das Zimmer zeigen. Es liegt auf der Hand, dass der Zustand des «Vorzeigezimmers» in diesem Augenblick nicht der beste war, obschon nicht etwa ein Chaos herrschte. Die Miene der Schwester wurde beim Eintreten noch düsterer, als sie es schon war, das Gesicht unter der weissen Haube lief rot an, und die beiden Frauen verliessen wortlos den Raum, in dem sie mich ratlos, zornig zurückließen. Am Abend wurde ich aufs Büro der Gestrengsten zitiert, und sie las mir – grundlos – die Leviten. Intuitiv spürte ich, dass sie falsch handelte, und ich ballte in meiner Schürzentasche heimlich die Faust, wagte aber keine Widerrede, da die Schwester sie weder geduldet noch begriffen hätte. Es galt der Grundsatz, dass sich die «Kleine», die Schülerin, zu ducken hatte!

Im folgenden Frühjahr prangte in mein Zeugnis unter «Ordnung» ein «Mangelhaft», deshalb zerriss ich das Dokument nach wenigen Monaten. Es war für mich wertlos geworden und hätte mir eher Schaden als Nutzen gebracht. Heute wird mit jungen Leuten in der Erziehung psychologisch anders umgegangen, und dem ist gut so.

E. Munzinger